

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 28 (1952-1953)
Heft: 10

Artikel: Beliebt aber nicht verstanden : wir Walliser
Autor: Roten, Peter von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070886>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wir Walliser

VON PETER VON ROTEN

Würde und Bürde der Mundart



«Welchen sonderbaren Dialekt Sie reden! Es tönt wie Elsässerisch. Ah, Sie sind Walliser! Ein wunderbares Land. Wir gehen jedes Jahr nach St-Luc in die Ferien. Kennen Sie den Gaspoz, der den kleinen Laden hat in St-Luc? Ein prächtiger Mensch! Und so fein!»

In dem Ton und mit solchen Sprüchen wird man immer wieder unterbrochen, wenn man als Walliser irgendwo den Mund auftut. Der Partner fragt vielleicht zuerst, ob man Elsässer sei. Sobald man das verneint hat, ertönt der Panegyrikus aufs Wallis. Nun, es gibt Gelegenheiten, in denen jedes Gesprächsthema freudig begrüßt wird. Bei solchen Anlässen bin auch ich gern Walliser, um nicht vom Wetter und vom Koreakrieg reden zu müssen.

Aber das Reden ist nicht immer ein Zeitvertreib: es ist oft eine harte Arbeit oder sogar ein böser Kampf zwischen mehreren Standpunkten. Man reitet scharfgeschliffene Attacken, man pariert mit Argumenten, Rede und Gegenrede halten sich die Waage: Wer wird die Oberhand gewinnen? Wenn ich dann in solchen Momenten mit dem stereotypen «Sie haben aber einen sauglatten Dialekt!» unterbrochen werde, dann ist es bedeutend weniger lustig. Der andere meint es natürlich gut. Er ist voller Bewunderung für das «Land am Rhonestrand» und die braven Menschen, die es bewohnen. Er findet ihre Sprache echt,

urchig, heimelig, unverfälscht, und nur schon der Gedanke, einen Walliser vor sich zu haben, ruft in ihm alle schönen Erinnerungen von Ferien- und Schulreisen zurück mit den entsprechenden euphorischen Gefühlen. Der Walliser aber, der im Redegefecht so unterbrochen wird, kommt sich um seine Waffen geprellt vor: Denn was er will, ist nicht Sprachexhibitionist sein, sondern seinen Standpunkt vertreten wie irgendein anderer auch.

Offenbar läßt aber der Walliser Dialekt die übrigen Schweizer zu einer Vertraulichkeit ein, die sie sonst nicht haben. Warum und durch welchen geheimnisvollen Mechanismus, das weiß der Himmel! Aber bei der durchschnittlichen Böösartigkeit der Menschen fährt man mit ihnen viel besser, wenn sie einen für abgefeimte Schurken halten, als wenn sie glauben, man sei ein Hirtenknabe vom Berg. Darum ist unser Walliser Dialekt für uns ein Hemmschuh, gleichsam eine umgehängte Garantie für Arglosigkeit.

Patriotismus hin oder her; aber ich kenne keinen Walliser, der längere Zeit außerhalb des Kantons gelebt hat, ohne seinen Walliser Dialekt abzulegen. Dafür aber haben viele Berner, Basler oder Zürcher ihrer Lebtage im Wallis gewohnt und reden trotzdem noch so unverfälscht. Baslerisch oder Bernerisch, als hätten sie nie Eggiwil oder die Rheingasse verlassen.

Es will eben niemand der Arglose, Gutmütige sein. Nein, lieber der gerissene «Siech».

Man hört auch hie und da sagen, daß die Sprache als soziales Standesmerkmal in der Schweiz keine Rolle spiele. Aber vielleicht tut sie es doch ein wenig bei den Wallisern. Die vielen Hunderte von Wallisern, die in die äußere Schweiz ziehen müssen, um Geld zu verdienen, gehören natürlich nicht den sogenannten obern Ständen an: Es sind Maurer, Handlanger, Kellnerinnen, Portiers, wenn es hoch kommt Gendarmen. Im Gegensatz dazu sind die Berner, Basler oder Zürcher, die im Wallis arbeiten, durchs Band weg wichtige Herren, Großmüller, Fabrikdirektoren oder zum mindesten Prokuristen, die ihre Herkunft gar nicht unter den Scheffel stellen, weil sie ja ihre hohe Stellung meistens ihren heimatlichen Beziehungen zu verdanken haben. Was Wunder also, daß die einen ihre Muttersprache gerne verstecken, die andern aber sie zur Schau tragen und ehren.

Einen Mossadegh fürs Wallis?



Für die übrigen Schweizer und namentlich für die Städter ist die Subventionsgier der Walliser zu einer stehenden Redensart geworden. Bei den Wallisern ist es ebenso üblich, von der «Ausbeutung» durch die übrigen Schweizer zu reden. Wer hat da recht, und wer beutet wen aus?

Wenn man den Engländern glaubt, so haben sie Persien nur so mit Wohltaten überschüttet. Hört man aber den Dr. Mossadegh, dann klingt's bedeutend anders. Analog wird im Wallis oder über das Wallis von beiden Seiten geklöhnt. «Eure Kantonsfinanzen wären auf dem Hund ohne unsere Steuergelder, und eure Arbeiter könnten stempeln ohne unsere Fabriken!» sagt der Chor der Aktiengesellschaften, die im Wallis ihre Großbetriebe haben.

«Millionen verteilt ihr an Dividenden und Tantiemen — Fünfliber gebt ihr jenen Arbeitern, die im Schweiß ihres Angesichts an den Hochöfen stehen», antwortet der Walliser Chor. Nun, die soziale Frage stellt sich überall, und allenthalben finden die Reichen, die Arbeiter seien nie zufrieden, während die Arbeiter denken, etwas weniger Geld würde den Reichen nicht schaden. Das Spezielle und vielleicht etwas Gefährliche ist, daß im Wallis die sozialen Gegensätze sich mit den «völkischen» decken, wenn man dieses ominöse

Wort brauchen darf. Das gibt den Gegensätzen etwas Starres, das sie in der übrigen Schweiz kaum haben. Um das richtig zu begreifen, muß man sich vor Augen halten, welche Rolle einzelne Fabriken im Wallis spielen: Betriebe wie Chippis oder Visp haben durchaus eine Monopolstellung im Ober- oder im Mittelwallis. Man sagt hier nicht «ich gehe in die Aluminiumwerke», sondern «in *die* Fabrik», weil es nur diese gibt. Die Abhängigkeit des einzelnen von der Fabrik ist daher unverhältnismäßig größer als in einer industriellen Gegend, wo man zwar ebensogut arbeitslos werden kann wie im Wallis, aber doch nicht so ausschließlich von einer Fabrikleitung abhängig ist wie hier.

Ich erinnere mich, wie vor zwei oder drei Jahren der junge Ingenieur S. nach Chippis kam. Er war aus einer Zürcher Industriellen-Familie, sein Schwiegervater spielte im Verwaltungsrat der Aluminium AG eine große Rolle, und er galt als zukünftiger Direktor der Fabrik. Ein Arbeiter, der mir dieses erzählte und der früher einmal drei Klassen am Gymnasium gemacht hatte, sagte mir das mit dem bezeichnenden Ausdruck, «ein neuer Prokonsul» sei eingetroffen. Ich halte diesen Ausdruck für sehr bezeichnend für das, was viele Walliser empfinden: man sei eben doch wirtschaftlich wie eine Kolonie der Zürcher oder Basler und wehre sich dagegen zuwenig.

Man muß den Wallisern ihre Empfindlichkeit in dieser Sache nicht übelnehmen. Sie sind so empfindlich, wie eben arme Verwandte es sind.

Und vielleicht können die Zürcher oder Basler sich in die Stimmung der Walliser versetzen, wenn sie sich vorstellen, das Zürcher oder Basler Gas- und Elektrizitätswerk gehöre einer Neuenburger oder einer Walliser Gesellschaft. Oder um den Vergleich treffender zu machen, müßte man sich vorstellen, sie gehörten einer amerikanischen Gesellschaft. Nein, eigentlich stimmt auch der Vergleich noch nicht; denn im Wallis sind eben *alle* wichtigen Gesellschaften in der Hand von «Ausländern».

Natürlich sind die Walliser an dieser fatalen Situation gar nicht unschuldig. Einmal zieht's den Walliser gar nicht zu den kaufmännischen oder technischen Berufen. Er wird entweder Geistlicher, Advokat oder Doktor. Das sind rechte Berufe, in denen man auch ein richtiger «Herr» wird. Aber Chemiker oder

Laborant, das ist nicht in seiner Linie. Oder, besser gesagt, das *war* es lange Zeit nicht; denn jetzt ändert sich auch das manchmal, aber erst langsam.

Walliser sein . . .



Und noch etwas: In allen Walliser Dörfern gibt es die Raiffeisenkassen, an und für sich recht nützliche Institutionen, wo man Geld entleihen und anlegen kann. Obschon nun der Kanton Wallis sicher der ärmste Kanton der Schweiz ist, verfügen doch die Raiffeisenkassen des Wallis über mehr Geld als die anderer Kantone. Das heißt, daß praktisch diese Kassen den größten Teil des Walliser Sparvermögens absorbieren, so daß der Walliser Arbeiter, auch wenn er seiner Lebtage lang bei der «Lonza» arbeitet, nicht auf die Idee kommt, seine Ersparnisse in Lonza-Aktien anzulegen. Nein, wenn er Bargeld hat — und hie und da hat er auch solches — legt er es auf die Raiffeisenkasse, damit es dort Zins trage oder um bei der ersten besten Gelegenheit einen Acker oder eine Rebe zu kaufen. Aber «Aktien» kaufen, nein, das ist ihm zu riskant. Dem sagt man schon Spekulieren bei uns.

Wie dumm das ist, hat man z. B. vor drei Jahren bei der Gründung der «Energie électrique du Simplon S. A.» gesehen: Mit einem Kapital von 10,5 Millionen gründeten Genfer und Basler in Simplon ein Elektrizitätswerk. Die Aktien, die damals für Fr. 500.— gezeichnet wurden, haben heute, nach drei Jahren, schon einen Kurswert von Fr. 800.— und mehr. Mit andern Worten: diese «fremden Kapitalisten», die ihr Geld in Simplon-Dorf und Gondo — zwei gottverlassenen Nestern — anlegten, haben innert dreier Jahre fünf Millionen verdient oder 50 % des investierten Kapitals. Die Walliser aber können sich bei der Nase nehmen, daß sie statt dessen ihr Geld zu 2 % Zins bei der Raiffeisenkasse anlegten, statt Aktien der «Energie électrique du Simplon» gezeichnet zu haben und nebst der Dividende von 4 % noch einen jährlichen Kursgewinn von 17 % gemacht zu haben.

«He, warum macht ihr es nicht auch selber?» sagen uns die Genfer und Basler, wenn sie die 21 % ihrer Walliser Anlagen einstecken. (Denn wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.) Ja, warum? Eben

aus den Gründen, die wir oben nannten: Wenn auch die Walliser Raiffeisenkassen allein etwa 60 Millionen Sparkapitalien bei der Zentralstelle in St. Gallen deponiert haben, so sind das eben nicht Gelder, die gern etwas riskieren, sondern solche, die sogenannten «mündelsicher» angelegt werden müssen, wie Pfarrenbenefizien oder Stiftungen. Vielfach sind es auch kleine, kleinste Ersparnisse von armen Leuten, die es sich eben nicht leisten können, auch nur Fr. 500.— zu riskieren. Man sieht auch hier: Wer hat, dem wird gegeben, und der Zwist zwischen Wallisern und den andern reduziert sich im Grund auf jenen ewigen Streit zwischen den empörten Armen und den sanft mahnenden Reichen, was aber nicht heißen soll, daß diese Spannung ungefährlich sei, wenn sie sich — wie im Wallis — mit andern Gegensätzen deckt.

In allerletzter Zeit ist dieser Gegensatz beim Bau der riesigen Staumauern in den Walliser Alpen erneut aufgeflackert. Die Walliser Arbeiter, die dort betonierten, erklärten, man müsse aus Zeitnot bei dieser Arbeit pfeuschen, und wenn dann so eine Staumauer berste, könne man sich vorstellen, was das im Tal drunten für eine Katastrophe anrichte. Diesem Vorwurf gegenüber erwiderten die Gesellschaften, die den Bau ausführten, man müsse eben die Stauseen sofort füllen, so wie ihr Bau vorwärts schreite; denn nur so könne man während der langen Bauzeit die Bauzinsen auf das investierte Kapital verantworten. Was aber den Bruch der Dämme betreffe, so würde dadurch die Rhoneebene nur um zwanzig Meter unter Wasser gesetzt, so daß die höher gelegenen Dörfer keinen Schaden nähmen, und überhaupt sei so ein Dambruch so unwahrscheinlich wie das Sinken der Bankverein-Aktien unter pari, so daß die Walliser — Schwimmer und Nichtschwimmer — getrost schlafen könnten.

Natürlich, auch hier läßt sich ein Vorwurf schwer in eine realistische Form kleiden; denn weder die Kreditanstalt in Zürich, noch der Bankverein in Basel, noch die «Electricité de

(Fortsetzung Seite 37)

Foto: Jürg Klages

Er ladet zum Bade
(Seelöwe)

France» in Paris werden es wahrscheinlich an der notwendigen Sorgfalt fehlen lassen; aber gefühlsmäßig meint man im Wallis doch, es sei etwas anderes, ob einer selber auf dem Pulverfaß sitze oder ob er nur Eigentümer des Pulvers sei . . .

In vino veritas, zu deutsch: «Die Wahrheit über den Wein . . .»



Neben der Sprache und den Industrien ist der Wein ein Gegenstand chronischer Mißverständnisse zwischen den Wallisern und den übrigen Schweizern. (Und doch sollte man denken, gerade bei einem Tropfen «Walliser» gedeihe die Brüderlichkeit am besten.)

Man wird die Probleme der Walliser Weinproduzenten nicht verstehen, wenn man das folgende nicht weiß: Noch vor wenigen Jahrzehnten hat der Walliser recht wenig Wein exportiert, und die Reben gehörten zum großen Teil den «bessern» Leuten, dem Bischof, dem Domkapitel, den Pfarreien, Burgerschaften, den Notaren, Ärzten, Advokaten — kurz, sie waren für die Walliser Bürger die klassische Kapitalanlage, wie für den Zürcher die Kreditanstalt-Aktien. In der Regel wurden diese Reben nicht von den Eigentümern selbst bearbeitet, sondern von sogenannten «Mechtralen», die entweder im Taglohn arbeiteten oder aber um die Hälfte des Ertrages. Die Reben haben nun die Eigenart, daß sie je nach Jahren sehr gut oder sehr schlecht rentieren. Das heißt mit andern Worten, daß man gut bei Kasse sein muß, um Reben zu haben; denn ihre Rentabilität läßt sich nur auf Perioden von mindestens zehn Jahren richtig ermessen. Die Reben eignen sich also gut als sichere Kapitalanlage, aber bedeutend schlechter als Einzelkultur eines landwirtschaftlichen Betriebes, weil ein Kleinbauer meistens nicht über genügend Kapital verfügt, um ein oder zwei oder gar drei schlechte Jahre zu überstehen.

In den letzten Jahrzehnten hat man aber sowohl im Wallis wie in der andern Schweiz stets dafür gewebelt, daß der Boden denen gehören sollte, die ihn bearbeiten. Unter dem Einfluß dieser Theorien und auch weil die Reben einige Jahre lang gut rentierten, haben dann viele Familien auf Kredit Reben gekauft und auch große Rodungen durchgeführt, um

Reben zu pflanzen. Diese sind nun darauf angewiesen, daß die Reben jedes Jahr rentieren, weil sie von der jährlichen Rendite ihrer Rebberge *leben*, was früher bei fast niemandem der Fall war.

Durch die vielen Interventionen des Bundes ist es auch so gekommen, daß tatsächlich die Rendite der Reben auch nach dem Kriege gut blieb. Das bringt es nun mit sich, daß immer mehr Leute sich Reben kaufen als Existenzgrundlage und auch mit unvernünftigen Kosten Rodungen ausführen, um solche anzulegen. Ja es wird beinahe witzig; denn durch das neue Landwirtschaftsgesetz ist praktisch den Weinbauern eine regelmäßige Rendite garantiert worden, so daß jetzt jährlich große Acker- und Wiesenflächen ihrer Umwandlung in Weinberge entgegensehen, womit nun wirklich alles andere als die Landesversorgung sichergestellt wird.

Darüber entbrennt nun auch der Zorn der übrigen Schweizer: es habe schon zuviel Weißwein im Land, warum sollen denn immer wieder neue Rebberge entstehen?

«Weil es mehrere Hektaren Gras- und Ackerkulturen braucht, um eine Familie zu ernähren, aber nur etwas wie eine halbe Hektare Reben», antworten die Walliser. «Und warum wollen denn diese „Cheiben“ von Deutschschweizern immer Rotwein trinken statt Fendant, der besser ist und dazu im Lande wächst?»

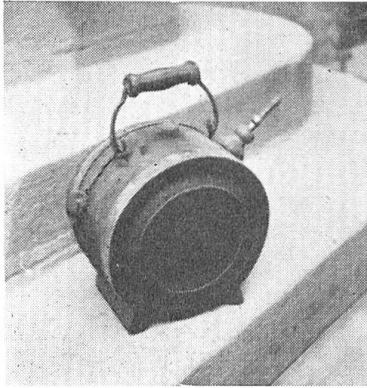
Objektiv ist dazu zu sagen, daß es tatsächlich leichter ist und einfacher, Weißwein statt Rotwein zu *trinken* als zu *pflanzen*. Denn so eine Umstellung eines Rebberges braucht viele Jahre, und wer weiß, ob nicht bis dahin die Deutschschweizer plötzlich lieber Weißen statt Roten haben.

Ich mache hier für die Lösung einen Vorschlag, wobei ich von der Erfahrung ausgehe, daß der Wein, der um den Zürichsee herum wächst, wie frische Weggli verkauft wird, ob schon er oft schlechter ist als Gurgelwasser. Warum? Weil soundso viele Zürcher Herren partout den Wein ihres Heimatdorfes trinken wollen, auch wenn er ihnen Tränen — nicht nur der Rührung — entlockt. Und auch der Bündner Herrschaftswein kennt keine Absatzschwierigkeiten, weil die vielen Bündner und Herrschäftler in der Schweiz «ihren» Maienfelder oder Jeninser haben wollen. Man trinkt eben den Wein nicht wie Milch aus Zweckmäßigkeit, sondern aus Feierlichkeit. Mein Vor-

Kennen wir unsere Heimat

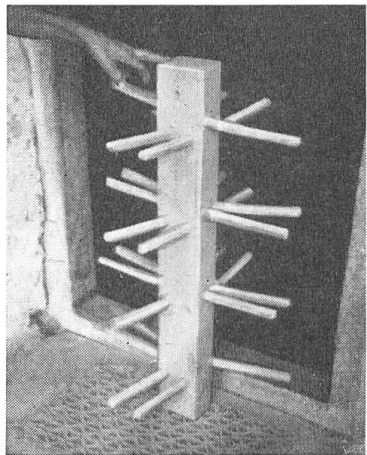
einmal anders

Diese zwei Photos stellen Abbildungen von Geräten dar, welche noch heute in einzelnen Gegenden der Schweiz alltägliche Gebrauchsgegenstände sind. Wissen Sie, um was für Geräte es sich handelt und wozu man sie braucht?



Ein Ankenfaß?, ein großes Ölstiezchen?, ein Petrolbehälter?

Dieses Gefäß ist eine Tringgetta. Es wird noch heute in der Umgebung von Mairtenfeld verwendet, um den Wein darin aufs Feld zu nehmen. Man gießt den Wein nicht zuerst in ein Glas, sondern trinkt ihn, indem man sich einen dünnen Strahl in den Mund fließen läßt.



Ein Garnwinder?, ein Waschlappenständer?, eine drehbare Absperrung?

Abbildung 2 stellt eine BROTHANGE dar, wie man sie noch in allen Gebirgskantonen, vor allem in Graubünden, findet. Sie wird an der Decke aufgehängt, und die einzelnen Brotlätze werden über je zwei der waagrecht abstehenden Zinken gelegt. Auf diese Weise ist das Brot sicher vor den Mäusen.

Die Bilder stammen aus dem Sprachatlas der deutschen Schweiz

schlag geht nun dahin, es sollten möglichst viele Deutschschweizer und besonders Städter eigene Reben im Wallis kaufen, um so zum Wein dieser Gegend eine persönliche Beziehung zu haben.

Das erfordert von den betreffenden «Kapitalisten» kein Opfer; denn Reben im Wallis sind, wie gesagt, eine ebenso gute Kapitalanlage wie viele Wertpapiere. Bei einem vernünftigen Ankauf kann man mit einer durchschnittlichen Rendite von 4 % rechnen. Diese Anlage bietet den großen Vorteil, daß sie auch für kleinere Vermögen zugänglich ist, kann man doch schon für Fr. 5000.— einen Weinberg kaufen, dessen Bearbeitung und Verwaltung rentiert, während bei andern landwirtschaftlichen Anlagen ein interessanter Kauf erst von Fr. 100 000.— aufwärts möglich ist. Zudem kommt man in den meisten Kantonen mit dem neuen Bodenrecht in Konflikt, wenn man als Nichtlandwirt Boden kaufen will, während im Wallis diesbezüglich noch viel freiheitlichere Bräuche herrschen.

Allerdings geht dieser Vorschlag gegen die moderne Tendenz, der Boden solle dem gehören, der ihn bearbeitet. Ich halte diesen Grundsatz aber für falsch. Wir haben seit hundert Jahren in unsern Reben die gleiche Familie als «Mechtrale», was wohl am besten beweist, daß diese dabei nicht so schlecht fahren.

Da die «Mechtrale» im Wallis auch den Verkauf der Ernte besorgen, gibt eine solche Anlage dem Eigentümer sehr wenig Arbeit.

Die wichtigste Rolle dieser Rebbesitzer in der ganzen Schweiz wäre, für die Weine ihrer Reben Propaganda zu machen: sie wären so etwas wie Missionare, wie lebende Reklamesäulen für die Gegend, in der ihre Reben liegen.

Vielleicht macht man mir einen Vorwurf, ich sei unlogisch, weil ich zuerst die fremden Kapitalisten verfluche und sie nachher zu Hilfe rufe. Darauf kann ich nur antworten, daß ich ein kleines Übel einem großen vorziehe und daß ich lieber unlogisch als unpraktisch bin.

Aber nicht nur das: Das Eigentum an Grund und Boden ist für die Walliser der beste Garant, daß man zu Land und Volk auch eine gewisse Beziehung habe, sie nicht nur benutze wie ein Wertpapier, das heute gekauft und morgen verkauft wird.